

Der Seewolf



Jack London

Der Seewolf

Deutsche Bearbeitung
Barbara Dieck



cbj



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

I. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Dezember 2010
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2010 cbj, München

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

© 2002 für die deutsche Übersetzung

Verlag Carl Ueberreuter, Wien

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals
1904 unter dem Titel »The Sea-Wolf«

Umschlagabbildung und Innenillustrationen:

Dieter Wiesmüller

Umschlaggestaltung: Network!

Werbeagentur GmbH, München

im · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-22209-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*E*s war ein Montagmorgen im Januar. Ich hatte das Wochenende bei einem Freund verbracht und befand mich auf der Rückreise durch die Bucht von San Francisco.

Die Dampffähre *Martinez* war noch ganz neu, legte erst zum vierten oder fünften Mal die Strecke zwischen Sausalito und San Francisco zurück. Dichter Nebel zog über die Bucht.

Ich stand auf dem Oberdeck unterhalb des Lotsenhauses und hing meinen Gedanken nach. Obwohl ich mich allein an Deck draußen in der feuchten Undurchdringlichkeit befand, spürte ich dennoch die Gegenwart des Lotsen und des Kapitäns in dem gläsernen Aufbau.

Gut, dass es Spezialisten gab, dachte ich. So war es mir möglich, meinen Freund zu besuchen, ohne selbst eine Ahnung von Nebel, Wind, Gezeiten und Navigation zu haben. Stattdessen konnte ich mich mit amerikanischer Literatur befassen und Essays für den »Atlantic« schreiben. Ein behäbiger Mitreisender, so hatte ich erfreut bemerkt, las einen meiner Essays, während er sich sicher über die Bucht schippern ließ.

Ich wurde jäh aus meinen Gedanken gerissen, als ein rotgesichtiger Matrose die Kajütentür hinter sich zuschmiss und über das Deck gestapft kam.

»Bei diesem scheußlichen Wetter wachsen einem ja vorzeitig graue Haare!«, schimpfte er und nickte zum Lotsenhaus hin.

»Gibt es irgendwelche Probleme?«, fragte ich. »Es scheint doch alles ganz einfach zu sein: Der Kompass gibt die Richtung an und die Entfernung und Geschwindigkeit sind bekannt. Nichts weiter als eine Rechenaufgabe.«

»Probleme!«, schnauzte er. »Rechenaufgabe! Und wie steht's mit Ebbe und Flut hier in der Golden-Gate-Bucht? Und die Strömung – was ist mit der, he? Horchen Sie mal: eine Glockenboje ... wir halten genau auf sie zu. Sehen Sie, sie ändern den Kurs!«

Aus dem Nebel ertönte der traurige Schlag einer Glocke und der Lotse drehte hastig am Steuerrad. Jetzt erklang die Glocke nicht mehr voraus, sondern querab. Unser eigenes Nebelhorn gellte heiser.

»Das ist irgendein Fährboot«, meinte der Matrose zu einem Warnsignal von rechts. »Und das? – Haben Sie das eben gehört? Von Hand geblasen! Vermutlich ein Leichter. Kann der Kerl nicht aufpassen? Jetzt haben wir den Schlamassel!«

Das unsichtbare Fährboot gab ein Signal nach dem anderen, während das mundgeblasene Horn wild tutete. Dann erklang ein schrilles, irrsinniges Dröhnen unmittelbar vor uns und zum Anfassen nahe. Auf der *Martinez* schlug ein Gong. Unsere Schaufelräder stoppten, ihr Pulsschlag verebbte, dann griffen sie wieder. Der schrille Pfeifton drang jetzt eher von querab durch den Nebel und wurde allmählich schwächer, doch unsere Erleichterung hielt nicht lange an.

»Hallo, da kommt uns jemand in die Quere«, rief mein Gefährte, »und zwar ziemlich schnell! Hört uns wohl nicht, weil der Wind uns entgegenbläst.«

»Eine Fähre?«, fragte ich.

Er nickte. »Da drinnen kriegen sie's schon mit der Angst zu

tun.« Der Kapitän hatte Kopf und Schultern ins Freie geschoben und versuchte, mit seinen Blicken den Nebel zu durchdringen. Auch mein Gefährte starrte besorgt der unsichtbaren Gefahr entgegen. Dann ging alles sehr schnell. Der Nebel teilte sich und der Bug eines Dampfschiffes tauchte auf. Ich konnte dessen Lotsenhaus erkennen, aus dem ein Mann lehnte. Er trug einen weißen Bart und eine blaue Uniform und wirkte beängstigend kühl und gefasst. Als ob er den genauen Zeitpunkt des Zusammenpralls abschätzen wollte, musterte er uns völlig ruhig und blieb unbeindruckt von dem wütenden Geschrei unseres Lotsen.

»Halten Sie sich irgendwo fest!«, brüllte der Matrose mir zu.

Doch die beiden Schiffe stießen zusammen, bevor ich seinem Rat folgen konnte. Wir mussten mittschiffs getroffen worden sein, denn ich konnte von meinem Standort aus nichts erkennen. Die *Martinez* legte sich hart auf die Seite, Holz krachte und zerbarst. Ich stürzte auf das nasse Deck, hörte Frauen kreischen, dass mir das Blut in den Adern gefror.

Dann fielen mir die Schwimmwesten ein, die in der Kajüte aufbewahrt wurden, doch in der Tür kamen mir Männer und Frauen in wilder Panik entgegen, sodass ich zurückgedrängt wurde.

Was während der nächsten Minuten passierte, weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich deutlich daran, dass ich die Schwimmwesten von den Gestellen zerrte, worauf der rotgesichtige Matrose hysterische Frauen damit versorgte. Durch das Leck in der Seite des Schiffes quoll grauer Nebel herein und überall fanden sich Spuren einer panischen Flucht. Das Geschrei der Frauen zerrte an meinen Nerven und trieb mich an Deck.

Dort versuchten Männer, die Boote zu Wasser zu lassen, aber die Taue ließen sich nur schwer lösen. Nichts funktionierte! Ein Boot mit Frauen und Kindern lief voll Wasser und kenterte. Ein

anderes berührte mit einem Ende schon fast das Wasser, während das andere noch oben an einer Talje festhing.

Von dem fremden Dampfer, der die Katastrophe verursacht hatte, fehlte jede Spur. Doch einige Männer glaubten, dass sie von dort mit Sicherheit Boote zu unserer Rettung aussenden würden.

Ich lief zum unteren Deck. Die *Martinez* sank schnell. Viele Passagiere sprangen über Bord. Andere, die sich bereits im Wasser befanden, flehten darum, dass man sie zurück an Bord holen möge. Doch niemand kümmerte sich um sie.

Dann ertönte ein Schrei: »Wir sinken!«

In einem Wirrwarr von Leibern sprang auch ich über Bord. Das Wasser war so kalt, dass es schmerzte. Wie die Krallen des Todes fuhr mir die Kälte durch Mark und Bein. Rings um mich herum zappelten und kämpften Menschen ums Überleben. Ich hörte sie schreien. Aber dann hörte ich auch das Platschen von Rudern. Das fremde Schiff hatte seine Boote ausgebracht.

Ich wunderte mich, dass ich noch immer lebte. Ich hatte kaum noch ein Gefühl in den Gliedern und eisige Taubheit kroch mir bis ins Herz. Kleine, schäumende Wellen schwappten über mir zusammen und füllten meinen Mund. Alle Geräusche wurden unklar, verschwommen.

Irgendwann – ich weiß nicht, wie viel später – kam ich wieder zu mir. Entsetzen packte mich. Ich trieb ganz allein im Wasser, hörte keine Schreie, kein Rufen mehr, nur das dumpfe Geräusch der Wellen, das der Nebel erstickte.

Panik überfiel mich. Wohin wurde ich getrieben? Was, wenn ich aufs offene Meer hinausgesogen wurde? Und meine Schwimmweste – wenn sie defekt war? Ich konnte keinen Meter weit schwimmen!

Nach einer Weile musste ich bewusstlos geworden sein, aber irgendwann, Jahrhunderte später, erwachte ich und sah beinahe direkt über mir den Bug eines Schiffes aus dem Nebel tauchen. Es besaß drei windgeblähte Segel. Ich wollte rufen, doch ich war zu erschöpft. Dabei ging es um Leben oder Tod!

Als das Schiff an mir vorüberrauschte, konnte ich einen Mann am Steuer erkennen und einen anderen, der eine Zigarre rauchte. Ich sah, wie der Rauch sich zwischen seinen Lippen herauskräuselte, als er langsam den Kopf drehte und in meine Richtung blickte. Gott sei Dank bemerkte er mich, sprang ans Steuerrad, stieß seinen Gefährten zur Seite, wirbelte das Rad herum...

Verzweifelt kämpfte ich dagegen an, wieder in der Bewusstlosigkeit zu versinken. Dann hörte ich Ruderschläge, die näher kamen, und die Rufe eines Mannes: »Warum, zum Teufel, melden Sie sich nicht?«

Er meint mich, dachte ich, bevor mich erneut Finsternis umhüllte.

Zwei Männer knieten neben mir. Einer bearbeitete mit seinen rauen Händen meinen Oberkörper. Es tat höllisch weh.

»Das reicht, Yonson«, sagte der andere. »Du rubbelst dem Herrn sonst die ganze Haut ab!«

Der Kerl namens Yonson, ein vierschrötiger skandinavischer Bursche, richtete sich auf. Sein Gefährte stammte offensichtlich aus London, so wie er sprach. Er hatte ein hübsches, beinahe weiblich wirkendes Gesicht. Auf dem Kopf trug er eine schmutzige Mütze, und eine genauso schmutzige Schürze wies ihn als Koch der verdreckten Kombüse aus, in der ich mich befand. Mühsam setzte ich mich auf und Yonson half mir auf die Füße. Der Koch reichte mir grinsend einen dampfenden Becher.

»Hier, der wird Ihnen guttun.«

Der Kaffee schmeckte absolut scheußlich, aber seine Wärme weckte meine Lebensgeister. Während ich trank, betrachtete ich meine wunde Brust und wendete mich an den Skandinavier.

»Vielen Dank, Mr Yonson.«

Er musterte seine schwielige Hand. »Mein Name ist Johnson, nicht Yonson.« Sein Englisch war ausgezeichnet, wenn auch etwas schleppend, und seine blauen Augen blickten offen und männlich. Ich mochte ihn auf Anhieb.

»Danke, Mr Johnson«, berichtigte ich mich und streckte ihm meine Hand entgegen.

Erst zögerte er etwas verlegen, doch dann ergriff er sie, um sie herzlich zu schütteln.

»Haben Sie trockene Sachen für mich?«, fragte ich den Koch.

»Ja, Sir. Ich laufe gleich runter und hole ein paar von meinen Klamotten, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Und wo befinde ich mich hier?«, wandte ich mich an Johnson, den ich für einen Matrosen hielt. »Was ist das hier für ein Schiff und wohin fährt es?«

»Nach Südwesten – es ist der Schoner *Ghost*, unterwegs nach Japan zur Robbenjagd.«

»Und wer ist der Kapitän? Ich muss ihn sprechen, sobald ich angezogen bin.«

Johnson suchte nach den richtigen Worten. Er schien sich gar nicht wohl in seiner Haut zu fühlen. »Der Kapitän heißt Wolf Larsen, jedenfalls nennen ihn alle so. Aber seien Sie vorsichtig! Er spielt heute Morgen verrückt. Der Steuermann...«

Da tauchte der Koch wieder auf. »Schwing die Hufe, Yonson! Der Alte verlangt an Deck nach dir.«

Gehorsam drehte sich Johnson zur Tür, wobei er mir noch einen warnenden Blick zuwarf.

Der Koch trug ein unappetitlich aussehendes Bündel von Kleidungsstücken über dem Arm, das einen säuerlichen Geruch verströmte.

»Das Zeug ist nass weggeräumt worden«, erklärte er. »Hoffentlich bleibt Ihnen so etwas in Zukunft erspart. Habe doch gleich gemerkt, dass Sie etwas Besseres sind.«

Mein neues Outfit bestand aus einem billigen Baumwollhemd voller eingetrockneter Blutflecken, einer verwaschenen Überziehhose, an der das eine Bein kürzer war als das andere, und einem Paar Arbeitstiefeln. Dazu erhielt ich eine lächerliche Kappe und eine viel zu kleine, schmutzige Jacke.

Ich fand den Koch von Anfang an nicht sympathisch, und als er mir jetzt beim Anziehen half, wuchs meine Abneigung noch. Es drängte mich hinaus an die frische Luft. Außerdem musste ich mich dringend darum kümmern, dass ich an Land gebracht wurde.

»Wem habe ich für diese Kostbarkeiten zu danken?«, fragte ich.

Der Kerl grinste übertrieben demütig und schien auf ein Trinkgeld zu warten.

»Mugridge, Sir«, flötete er, »Thomas Mugridge, Sir, stets zu Ihren Diensten.«

»Okay, Thomas, ich werde an Sie denken, wenn meine Sachen getrocknet sind.«

»Vielen Dank, Sir«, sagte er unterwürfig.

Ich ging hinaus an Deck. Ich fühlte mich noch reichlich schwach auf den Beinen, während das Schiff von den Wellen des Pazifiks geschaukelt wurde. Der Nebel war verschwunden und

die Sonne glitzerte auf der Wasseroberfläche. Ich spähte nach Osten, wo Kalifornien liegen musste, aber außer ein paar Nebelbänken konnte ich nichts entdecken. Im Norden, gar nicht weit entfernt, erhob sich eine Felsgruppe mit einem Leuchtturm darauf. Und im Südwesten, fast auf unserem Kurs, sichtete ich ein paar Segel.

Außer einem Matrosen am Steuerrad, der mich neugierig beobachtete, nahm niemand Notiz von mir. Das allgemeine Interesse konzentrierte sich auf ein Ereignis mittschiffs.

Dort lag ein großer Kerl auf einem Lukendeckel ausgestreckt auf dem Rücken. Er war vollständig angekleidet, doch sein Hemd klaffte vorne auseinander. Der Mann war klatschnass. Seine Augen waren geschlossen und er war anscheinend bewusstlos, doch sein Mund stand weit offen. Er rang geräuschvoll nach Atem. Immer wieder ließ ein Matrose einen Eimer aus Segeltuch ins Wasser hinunter, zog ihn herauf und kippte seinen Inhalt über den Bewusstlosen.

Währenddessen schritt jemand neben dem Lukendeckel auf und ab und biss auf dem Ende seiner Zigarre herum. Es war der Mann, dessen zufälliger Blick mich aus dem Meer gerettet hatte. Er war groß und breitschultrig, aber vor allem strahlte er Kraft aus: die zähe Kraft eines wilden Tieres.

Da streckte der Koch seinen Kopf aus der Kombüsentür und deutete auf den Mann mit der Zigarre. Er also war der Kapitän dieses Schiffes, der Alte. Ich wollte gerade auf ihn zugehen, als der bewusstlose Mann von einem heftigen Erstickenisanfall geschüttelt wurde. Sein Körper krümmte sich und bäumte sich auf. Die Muskeln spannten sich und sein Brustkorb hob sich im verzweifelten Kampf um mehr Luft.

Der Kapitän blieb stehen, um den Sterbenden zu beobachten.

Dessen Muskeln entspannten sich wieder, sein Kiefer fiel herunter, seine Gesichtszüge erstarrten.

Plötzlich geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Kapitän überschüttete den Toten mit einer Flut von Verwünschungen und Flüchen, den schrecklichsten Gotteslästerungen. Anscheinend hatte der Verstorbene an einem wüsten Gelage teilgenommen, bevor man von San Francisco aus in See stach. Jetzt stand Wolf Larsen gleich zu Beginn seiner Reise ohne Steuermann da! Doch genauso plötzlich, wie er damit begonnen hatte, hörte er zu fluchen auf. Er zündete sich seine Zigarre wieder an und sah sich um.

Seine Blicke trafen den Koch.

»Nun, Köchlein?« Seine Stimme war kalt wie Stahl.

»Ja, Sir?«, fragte der Koch unterwürfig.

»Meinst du nicht, dass du deine Nase lang genug herausgestreckt hast? Das ist ungesund, wie du weißt. Der Steuermann ist fort, jetzt kann ich nicht auch noch dich verlieren. Du musst gut auf deine Gesundheit achten, Köchlein. Verstanden?« Das letzte Wort knallte wie ein Peitschenhieb. Der Koch duckte sich.

»Ja, Sir«, meinte er verdattert, während er seinen Kopf zurückzog. Der Rest der Mannschaft machte sich unverzüglich wieder an die Arbeit. Einige Männer allerdings, die keine Matrosen zu sein schienen, unterhielten sich leise miteinander. Wie ich später erfuhr, waren das die Jäger; jene Männer, die die Robben erlegten. Sie genossen mehr Ansehen als die Matrosen.

»Johansen!«, rief Wolf Larsen, und ein Seemann trat vor.
»Beschaff dir Nadel und Faden und näh den Kerl da ein. Ein Stück Leinwand findest du in der Truhe mit dem Segeltuch. Beeil dich!«

»Was sollen wir ihm an die Füße hängen, Sir?«

»Wird sich finden.« Wolf Larsen erhob seine Stimme und brüllte: »Köchlein!«

Daraufhin schoss Thomas Mugridge aus seiner Kombüse wie ein Kastenteufel.

»Lauf runter und füll einen Sack mit Kohle! – Hat einer von euch eine Bibel oder ein Gebetbuch?«, wandte er sich an die herumlungernenden Jäger.

Sie schüttelten die Köpfe und einer von ihnen machte einen dummen Witz. Da fragte Wolf Larsen die Matrosen. Aber offensichtlich waren Bibeln und Gebetbücher seltene Artikel an Bord, denn nichts dergleichen ließ sich beschaffen.

Der Kapitän zuckte mit den Schultern. »Dann versenken wir ihn eben ohne großes Gerede, es sei denn, unser Schiffbrüchiger kennt den Begräbnisgottesdienst auswendig. Sie sind doch Pastor, oder?«, fragte er mich.

Die Jäger glotzten mich an. Mir war klar, dass ich aussah wie eine Vogelscheuche, und alle fingen an zu lachen. Keine Spur von Ehrfurcht gegenüber dem Toten auf den Planken oder gar Höflichkeit mir gegenüber. Wolf Larsen lachte nicht, aber er wirkte amüsiert. Während sein Gesicht auf den ersten Blick kompakt und vierschrötig wirkte, vermittelte es bei näherer Betrachtung eine enorme Willenskraft, die tief in seinem Wesen verwurzelt schien. In seinem Blick lag eine unendliche Energie und Männlichkeit. Seine Augen waren groß und sehr schön. Sie lagen weit auseinander und wurden von buschigen schwarzen Brauen beschattet. Sie waren grau, doch dieses Grau nahm immer wieder neue Schattierungen an: mal dunkel, mal hell, mal grünlich und manchmal so blau wie das Meer. Meistens verbargen diese Augen Wolf Larsens Seele, aber in einigen seltenen Momenten verrieten sie sein wahres Wesen.

Ich antwortete ihm, dass ich kein Priester sei.

»Wie verdienen Sie sich dann Ihren Lebensunterhalt?«

Ich war ziemlich verblüfft, denn diese Frage hatte ich mir selbst noch nie zuvor gestellt.

»Ich... ich bin ein Gentleman. Ich lebe von meinen Einkünften«, stammelte ich.

Seine Lippen kräuselten sich vor Verachtung.

»Ich habe gearbeitet. Ich arbeite!«, verteidigte ich mich, als ob er mein Richter wäre. Gleichzeitig fand ich unsere Diskussion ziemlich absurd.

»Für Ihren Lebensunterhalt?« Seine Stimme klang so herrisch und forsch, dass ich mich wie ein Schulkind fühlte. »Wer versorgt Sie?«, lautete seine nächste Frage.

»Ich verfüge über ein Einkommen, doch das hat nicht das Geringste damit zu tun, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünsche.« Er beachtete meinen Einwurf überhaupt nicht.

»Wer hat es denn verdient, he? Ah, ich kann es mir schon denken, Ihr Vater. Sie leben von dem Besitz eines Toten, haben niemals selbst etwas besessen. Sie könnten sich allein nicht mal von einem Tag auf den anderen ernähren. Zeigen Sie mir mal Ihre Hände!« Schon hatte er meine rechte Hand gepackt und begutachtete sie. Ich wollte sie ihm entziehen, aber seine Finger umschlossen sie so fest, dass ich fürchtete, er wollte sie zermalmen. Wohl oder übel hielt ich still, obwohl ich mich erneut wie ein Schuljunge fühlte.

Währenddessen wurden die Taschen des Toten geleert und sein Körper in ein Stück Segeltuch eingewickelt. Johansen nähte den groben Stoff zusammen.

Wolf Larsen ließ meine Hand verächtlich fallen. »Die Arbeit Ihres Vaters hat Ihre Hände weich und zart gehalten. Kaum zu

etwas Besserem zu gebrauchen als zum Abwaschen und zum Küchendienst.«

»Ich wünsche, ans Ufer gebracht zu werden«, sagte ich bestimmt, denn nun hatte ich mich wieder unter Kontrolle. »Ich bezahle Ihnen, was immer Sie fordern wegen des zeitlichen Aufschubs und Ihres Aufwands.«

Der Kapitän musterte mich neugierig. Spott stand in seinen Augen. »Ich habe einen besseren Vorschlag. Mein Steuermann ist tot und es wird einige Beförderungen geben. Ein Matrose wird Steuermann, ein Kajütenjunge wird Matrose und Sie nehmen den Platz des Kajütenjungen ein. Dafür bekommen Sie zwanzig Dollar im Monat und freie Verpflegung. Was sagen Sie dazu? Und bedenken Sie: Es ist nur zu Ihrem Besten. Auf diese Weise wird etwas aus Ihnen. Womöglich lernen Sie, auf eigenen Füßen zu stehen und ein bisschen herumzutappen.«

Doch ich beachtete ihn nicht. Die Segel, die ich im Südwesten gesichtet hatte, waren inzwischen größer und deutlicher geworden. Ein schöner Anblick! Das Schiff schien mit ausgebreiteten Flügeln auf uns zuzurauschen und sein Kurs führte anscheinend dicht an uns vorüber. Der Wind hatte zugenommen.

»Das Schiff dort kommt näher«, sagte ich. »Da es in die entgegengesetzte Richtung segelt, will es zweifellos nach San Francisco.«

»Ja, wahrscheinlich«, lautete Wolf Larsens Antwort. Er wendete sich von mir ab und rief: »Köchlein, hallo, Köchlein!« Der Londoner stürzte aus seiner Kombüse. »Wo steckt der Junge? Sag ihm, er soll kommen!«

»Ja, Sir.« Thomas Mugridge flitzte nach achtern und verschwand über eine Treppe in der Nähe des Steuerrads. Als er kurz darauf wieder auftauchte, hatte er einen kräftigen Bur-

schen im Schlepptau, der finster dreinblickte und etwa 18 Jahre alt war.

»Bitte sehr, Sir«, sagte der Koch. Doch Wolf Larsen ignorierte ihn und wendete sich an den Kajütenjungen.

»Wie heißt du?«

»George Leach, Sir.« Diese Auskunft klang verdrießlich. Anscheinend wusste der Junge, warum er herbeikommandiert worden war.

»Das ist aber kein irischer Name«, rief der Kapitän. »So wie du aussiehst, muss doch ein Ire bei deiner Mutter im Bett gelegen haben.«

Ich bemerkte, wie der Junge die Fäuste ballte. Sein Kopf wurde knallrot.

»Was soll's«, sagte Wolf Larsen, »dein Name kann mir egal sein, solange du deine Arbeit ordentlich machst. Wer hat dich angeheuert?«

»McCready und Swanson.«

»Sir!«, donnerte Wolf Larsen.

»McCready und Swanson, Sir«, berichtete sich der Junge. Seine Augen brannten.

»Wer hat den Vorschuss erhalten?«

»Die beiden.«

»Das habe ich mir gedacht. Und du hast dir ins Fäustchen gelacht und bist schleunigst an Bord gegangen, was? Weil dir schon andere auf den Fersen waren.«

Jetzt verlor der Junge die Beherrschung. »Das ist...«

»Was?«, fragte Wolf Larsen freundlich.

»Nichts, Sir. Ich nehme es zurück.«

»Ich wusste doch, dass ich Recht hatte.« Wolf Larsen grinste.
»Wie alt bist du?«

»Gerade 16 geworden, Sir.«

»Schlichtweg gelogen! Du bist mindestens 18 und groß für dein Alter. Muskeln wie ein Pferd. Hol deine Sachen und geh nach vorn in die Back. Du bist zum Leichtmatrosen befördert, kapiert?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, wendete sich der Kapitän an den Matrosen, der eben damit fertig geworden war, die Leiche einzunähen.

»Johansen, verstehst du etwas von Navigation?«

»Nein, Sir.«

»Na, macht nichts. Du bist jetzt trotzdem Steuermann. Bring deine Siebensachen zur Steuermannskabine.«

»Ay, ay, Sir!« Johansen stürmte froh nach vorne.

Der ehemalige Kajütenjunge hatte sich nicht vom Fleck gerührt. »Worauf wartest du noch?«, fragte Wolf Larsen.

»Ich habe mich nicht als Leichtmatrose eintragen lassen, Sir, sondern als Kajütenjunge. Ich will kein Leichtmatrose sein.«

»Pack deinen Kram und mach, dass du nach vorn kommst!«

Der Junge schaute finster drein, rührte sich aber nicht von der Stelle. Da erfolgte ein neuer Ausbruch von Wolf Larsens gewaltiger Kraft. Es geschah vollkommen unerwartet und war in zwei Sekunden vorüber. Sechs Fuß weit sprang der Mann über die Planken und boxte dem Jungen in den Magen. Mir wurde schon vom Zusehen übel. Bis zu diesem Tag war mir jegliche Brutalität absolut fremd gewesen. Der Junge, der mindestens hundertfünfzig Pfund wog, klappte zusammen. Wie ein nasses Handtuch hing sein Körper über Larsens Faust. Dann wurde er in die Luft geworfen, beschrieb einen Bogen und stürzte kopfüber neben dem Leichnam aufs Deck, wo er sich vor Schmerzen krümmte.

»Nun«, wandte Wolf Larsen sich an mich, »haben Sie sich inzwischen entschlossen?«

Ich hatte den sich nähernden Schoner im Auge behalten, der sich jetzt fast auf unserer Höhe befand und nur ein paar hundert Meter entfernt war. Ein hübsches und gepflegtes Schiff. Auf einem der Segel konnte ich eine schwarze Zahl erkennen. Solche Lotsenboote hatte ich schon auf Bildern gesehen.

»Was ist das für ein Schiff?«, fragte ich.

»Der Lotsenschoner *Lady Mine*«, sagte Wolf Larsen kalt. »Sie haben die Lotsen abgesetzt und fahren jetzt nach San Francisco zurück. Bei diesem Wind werden sie fünf oder sechs Stunden brauchen.«

»Bitte geben Sie ihnen ein Signal, damit ich an Land gebracht werden kann!«

»Tut mir leid, mein Signalebuch ist über Bord gefallen«, antwortete er und die Jäger grinnten.

Ich starrte ihn an und die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf. Es sollte mir nicht genauso ergehen wie dem armen Kajütenjungen. Dann vollbrachte ich die tapferste Tat meines bisherigen Lebens. Ich stürzte zur Reling, schwenkte die Arme und schrie: »*Lady Mine*, ahoi, bringt mich an Land! Tausend Dollar, wenn ihr mich an Land bringt!«

Ich wartete. Zwei Männer standen am Rad, einer steuerte, der andere setzte ein Sprachrohr an die Lippen. Ich drehte mich nicht um, obwohl ich jeden Moment einen Schlag von der menschlichen Bestie hinter mir erwartete. Doch schließlich konnte ich die Spannung nicht länger ertragen...

Wolf Larsen hatte sich nicht gerührt. Er stand noch genauso da wie vorher, leicht schwankend beim Rollen des Schiffes, und zündete sich eine frische Zigarre an.

»Was ist los, stimmt was nicht?«, rief jemand von der *Lady Mine*.

»Ja«, brüllte ich, »Tod oder Leben! Eintausend Dollar, wenn ihr mich an Land bringt.«

»Der Aufenthalt in Frisco ist meiner Mannschaft nicht gut bekommen«, schrie Wolf Larsen hinüber. »Dieser hier«, er zeigte auf mich, »sieht überall Seeschlangen und Affen!«

Da lachte der Mann auf der *Lady Mine* durch sein Sprachrohr und das Boot setzte seinen Kurs fort.

Verzweifelt lehnte ich an der Reling und schaute ihnen nach. Mein Kopf schien zu zerspringen und meine Kehle brannte. Eine Welle schwappte über die Reling und besprühete meine Lippen mit Salzwasser. Der Wind hatte aufgefrischt und die *Ghost* krängte stark.

An Lee tauchte die Reling unter Wasser. Eine Welle überspülte das Deck.

Der Kajütenjunge rappelte sich auf die Füße. Sein Gesicht war gespenstisch weiß.

»Na, Leach, bewegst du dich jetzt nach vorn?«, fragte Wolf Larsen.

»Ja, Sir.«

»Und Sie?«, wurde ich gefragt.

»Ich gebe Ihnen tausend...«

»Vergessen Sie das! Wollen Sie jetzt endlich Ihre Pflichten als Kajütenjunge aufnehmen oder soll ich Ihnen erst eine Abreibung verpassen?«

Was sollte ich tun? Brutal geschlagen oder gar getötet zu werden, würde meine Lage kaum verbessern. Ich sah in die grausamen grauen Augen. Sie schienen aus Granit zu sein. Jedes Licht, jede menschliche Wärme fehlte ihnen.

»Nun?«

»Ja«, stieß ich hervor.

»Sagen Sie: Ja, Sir!«

»Ja, Sir.«

»Wie heißen Sie?«

»Van Weyden, Sir.«

»Vorname?«

»Humphrey, Sir, Humphrey van Weyden.«

»Alter?«

»Fünfunddreißig, Sir.«

»In Ordnung. Gehen Sie zum Koch und lassen Sie sich anlernen!«

So begann mein unfreiwilliger Dienst für Wolf Larsen. Er war stärker als ich. Das war alles. Aber das Ganze war völlig unwirklich. Alles scheint immer noch völlig unwirklich, wenn ich daran zurückdenke. Es wird immer ein entsetzlicher Albtraum bleiben.

»Halt, warten Sie mal!« Ich blieb gehorsam stehen.

»Johansen, rufen Sie die Mannschaft zusammen! Da wir jetzt alles im Griff haben, wollen wir gleich das Begräbnis abwickeln, damit kein überflüssiger Plunder an Deck herumliegt.«

Einige Männer packten die Leiche mitsamt dem Lukendeckel.

Dann schafften sie sie nach Lee und legten sie auf eines der kleinen Boote, die auf beiden Seiten des Decks über der Reling hingen. An ihrem Fußende wurde ein Kohlsack befestigt.

Unter einem Begräbnis auf See hatte ich mir immer etwas Feierliches vorgestellt, doch jetzt wurde ich eines Besseren belehrt. Smoke, einer der Jäger, erzählte schmutzige Witze. Die Matrosen trampelten geräuschvoll über die Planken und eine der Wachen rieb sich den Schlaf aus den Augen. Die Männer wirkten besorgt. Anscheinend hatten sie keine Lust auf eine Reise mit diesem Ka-

pitän. Von Zeit zu Zeit warfen sie Wolf Larsen verstohlene Blicke zu, die zeigten, dass sie auf der Hut waren.

Als er zum Lukendeckel schritt, wurden alle Mützen abgenommen. Ich musterte die Gesichter. Hier waren zwanzig Männer versammelt, zweiundzwanzig, wenn man den toten Steueremann und mich dazuzählte. Meine Neugier auf sie war wohl begreiflich, da ich für Wochen und Monate mit diesen Leuten auf engstem Raum eingepfercht leben und ihr Schicksal teilen sollte.

Wolf Larsen öffnete seinen Mund, um zu beginnen, da fegte eine Bö nach der anderen über den Schoner und drückte ihn auf die Seite. Die Reling tauchte tief ins Wasser und unsere Füße wurden überspült. Ein nasser Schauer ergoss sich über uns. Als er vorüber war, sprach Wolf Larsen.

»Ich erinnere mich nur an eine einzige Stelle des Gottesdienstes: ›Und deine Leiche soll in die See geworfen werden.‹ Also werft ihn hinein!«

Die Männer, die den Lukendeckel hielten, blieben verblüfft stehen. Da herrschte er sie an: »Nun macht schon, zum Teufel!«

Jetzt hoben sie den Deckel am oberen Ende an und der Tote flog in hohem Bogen ins Meer. Der Kohlsack zog ihn in die Tiefe, er war verschwunden.

»Johansen«, befahl Wolf Larsen, »lassen Sie alle Mann an Deck bleiben. Sie sollen die Toppsegel und den Klüver einholen, aber schnell! Ein starker Südwest ist im Anflug. Reffen Sie auch das Großsegel.«

Im Nu war das ganze Deck in Bewegung, mir als Landratte erschien es chaotisch. Der Tote war vergessen. Das Schiff setzte seine Reise fort.

Während ich versuchte, mich an meine neue Umgebung zu ge-

wöhnen, musste ich viele Demütigungen und Schmerzen ertragen. Der Koch war mir gegenüber wie ausgewechselt. Während er anfangs diensteifrig und beflissen gewesen war, verhielt er sich jetzt herrisch und angriffslustig. Ich war nun in der Tat kein feiner Herr mehr mit der glatten Haut einer Dame, sondern nur ein gewöhnlicher und recht wertloser Kajütenjunge.

Absurderweise bestand der Koch darauf, dass ich ihn mit »Mr Mugridge« anredete, und sein Benehmen war unerträglich, während er mir meine Pflichten erklärte. Außer meiner Arbeit in der Kajüte mit ihren vier kleinen Kabinen sollte ich in der Kombüse helfen. Dort bildete meine völlige Unerfahrenheit im Hinblick auf Kartoffelschälen oder das Abwaschen schmieriger Töpfe Anlass für unendlichen Spott. Noch bevor es Abend wurde, hasste ich den Koch mehr, als ich je im Leben jemanden gehasst hatte.

Dieser erste Tag wurde für mich noch dadurch erschwert, dass die *Ghost* unter gerefften Segeln durch einen mächtigen Sturm stampfte. Um halb sechs deckte ich unter den Anweisungen von Mr Mugridge den Tisch in der Kajüte. Ich befestigte das Schlingerbrett und holte dann das Essen und den Tee aus der Kombüse.

»Sieh dich vor, dass du keine Dusche abbekommst«, rief der Koch, als ich mich mit einem riesigen Teekessel in der Hand und mehreren Brotlaiben unter dem Arm auf den Weg machte. Henderson, einer der Jäger, ging gerade in Richtung Kajüte, während Wolf Larsen am Heck stand und seine ewige Zigarre paffte.

»Pass auf, Mann!«, brüllte der Koch.

Ich hielt inne, weil ich nicht wusste, worauf. Die Kombüsen-tür knallte zu. Dann sah ich, dass Henderson wie ein Verrückter zum Großmast sprang, behände hinaufkletterte und sich bald etliche Meter weit über meinem Kopf befand. Dann bemerkte ich die gewaltige Welle, die hoch über der Reling schäumte. Ich



Jack London

Der Seewolf

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-22209-6

cbj

Erscheinungstermin: November 2010

Kinder brauchen Klassiker. Geschichten, die die Fantasie beflügeln, den Entdeckergeist wecken und neugierig machen auf die großen Abenteuer dieser Welt. Die cbj Taschenbuch-Klassiker versammeln die beliebtesten und aufregendsten Kinderromane der Weltliteratur – zum Schmökern, Träumen und Immer-Wieder-Lesen.

Der Gelehrte Humphrey van Weyden gerät in die Fänge eines tyrannischen Kapitäns, der ihn dazu zwingt, als Seemann auf seinem Schiff zu arbeiten. Erst nach vielen Jahren gelingt es ihm, zusammen mit der Frau, die er liebt, zu entkommen. Doch die Flucht endet mit einer Irrfahrt auf dem Meer ...